

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 137. Bromberg, den 25. August 1925.

# Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

Roman von **Otto Berndt.**



5. Fortsetzung.) 

„Gar nichts! Sollen das Geld herausgeben und sie wiederkriegen."

„Sehen Sie, was ich für ein anständiger Mensch bin? Da, lesen Sie selber: eine halbe Million sollen Sie noch verdienen."

„Donnerwetter!" Bamberger las und ließ sich in das Sofa fallen, daß die Polster krachten:

„Da ist also auch was faul im Staate Dänemark. Wahrscheinlich gehörten ihnen die Lokomotiven gar nicht."

„Gleichgültig, jedenfalls sind Sie fein raus; das beste wird sein, ich telegraphiere."

„Unsinn, Brief schreiben, — macht sich viel besser."

Jetzt ging Zöllner auf und ab.

„Ich will gewiß nicht undankbar sein — aber schließlich — Generaldirektor bei der Hanseatischen Eisen-Export-Co., erstklassige Firma — zweitausend Mark im Monat Fixum, außerdem Gewinnbeteiligung — Dienstwohnung —"

Bamberger trat auf ihn zu.

„Lieber Zöllner, es würde ja gewiß für uns ein sehr großer Verlust sein, denn ich weiß, was wir an Ihnen haben, aber schließlich, Ihrem Glücke will ich nicht im Wege stehen. Bewerben Sie sich ruhig. Ist ja immer noch sehr fraglich, ob bei dem Fräulein Sekretärin nicht der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Immerhin, schicken Sie Ihre Atteste ein, ein gutes Zeugnis werde ich Ihnen heute abend noch schreiben, und berufen Sie sich auf mich."

„Ich danke Ihnen wirklich, Herr Generaldirektor."

„Bin gar nicht so selbstlos. Sie wissen, meine alte Idee war eine Art Trust zwischen Hamburg und Berlin; ich denke, wenn Sie —"

„Natürlich, da wäre auch ich dafür. Also, gute Nacht, ich spreche morgen früh einmal vor."

Er nahm seinen Hut, ging zur Tür, da rief Bamberger ihn zurück: „Telegraphieren Sie lieber wegen der Lokomotiven, besser ist besser, Ihr Bewerbungsschreiben können Sie ja langsam hinterherschicken."

„Ich sende beides morgen früh mit der Flugpost."

Zöllner ging wie ein Träumender aus dem Hause seines Chefs. Er wagte nicht, an das ungeheure Glück zu glauben, das ihm in den Schoß fallen sollte. Eine selbständige große Stellung, ein Gehalt, das fünfmal so hoch war wie sein jetziges, und — sein Herz begann unwillkürlich schneller zu klopfen — und Maria Leczinska, die kleine, reizende, pikante Maria Leczinska, die ihn liebte, zur Sekretärin. — Das war ja zuviel des Glückes, und doch —?

Und wenn es nichts wurde, dann hatte dieser Zufall ihm wenigstens die Möglichkeit gegeben, seiner jetzigen Firma einen großen, neuen Dienst zu erweisen. Auch das dankte er Maria Leczinska!

„Kleine, liebe Maria!"

Wie im Rausch kehrte Gerhard Zöllner in seine Junggesellenwohnung zurück.

### Viertes Kapitel.

Senator Hinrichsen hatte einen furchtbaren Sonntag verbracht. Zehnmal war er auf dem Sprunge gewesen, nach dem Gebäude der Hanseatischen Eisen-Export-Co. hinüberzulaufen, und ebenso oft hatte er es unterlassen. Er konnte ja nicht einmal hinein, denn den einen Schlüssel hatte der alte Schottmeier, den andern in Vertretung van Zoomens, Fräulein Leczinska, deren Privatwohnungen er nicht kannte; im Adreßbuch standen sie auch nicht, da sie beide ja unverheiratet waren und in Pensionaten wohnten. Auch bei dem Hauptkassierer der Reichsbank hatte er dreimal, zuletzt spät in der Nacht, vergeblich antelephoniert. Endlich, endlich wurde es Montag. Um 9 Uhr wurde die Reichsbank geöffnet. Schon eine halbe Stunde vorher lief der Senator nervös vor dem Portal auf und ab und mußte alle Energie zusammennehmen, um sich den vorübergehenden Bekannten nicht zu verraten. Als Erster stürmte er dann hinein und fand den Hauptkassierer noch im Begriff, Mantel und Hut abzulegen.

„Herr Senator, was gibt es so eilig?"

„Ich muß Sie im Augenblick allein sprechen!"

„Bitte, treten Sie ein."

Dem Senator klopfte das Herz, wie nie seit langen Jahren: „Am Freitag hat doch Herr Direktor van Zoomen eine große Summe für die Hanseatische Eisen-Export-Co. deponiert?"

Der Kassierer machte ein erstauntes Gesicht.

„Deponiert? Im Gegenteil: Herr Direktor van Zoomen war am Freitag mittag allerdings hier, aber er hat nur sein ganzes Privatguthaben — warten Sie einmal — jawohl, fünfundsechzigtausend Mark, abgehoben und mir erzählt, er wolle sich für seine Urlaubsreise eine große Segeljacht kaufen. — Aber um Gotteswillen, Herr Senator — wie sehen Sie aus — Sie sind weiß wie die Wand?"

Der Senator lallte: „Er — hat — nicht deponiert?"

„Aber wirklich, nein!"

„Vielleicht im Tresorfach der Firma?"

„Dort war er allerdings, ich werde den Herrn Kollegen bitten."

Während der Beamte den Tresorprokuristen herbetrief, saß der Senator, von kaltem Schweiß übergossen, auf seinem Stuhl; dann kamen die Herren zurück.

„Herr van Zoomen hat am Freitag nur sein persönliches Tresorfach verlangt. Er hat den Inhalt desselben herausgenommen und mir erklärt, daß er das Fach nicht mehr benötige."

Der Senator sprang verzweifelt auf: „Dann — dann hat er das Geld unterschlagen!"

„Aber, Herr Senator, — Direktor van Zoomen?"

„Meine Herren, es waren mehrere Millionen — Direktor van Zoomen hat sie am Freitag, vor Antritt seines Urlaubs, von unserem Kassierer gegen Quittung übernommen mit der Angabe, daß er sie sofort zur Reichsbank bringen wolle. Dann hat er hier, anstatt die Summe zu deponieren, sein eigenes Geld abgehoben — am Sonnabend hat er auf einer Segeljacht Holland verlassen und uns mitgeteilt, daß er nicht mehr zurückkehrt."

„Unfaßbar, auf den Mann hätte ich Felsen gebaut!"

„Und wie raffiniert! — Sonnabend konnte die Quittung erst in unserer Hand sein, es war selbstverständlich, daß wir vor Sonnabendmittag keinen Verdacht schöpften, und nun hat er zwei volle Tage Vorsprung! — Meine Herren — ich muß augenblicklich zur Kriminalpolizei."

Er eilte nach seinem Auto und fuhr zunächst in das Geschäftshaus, wo Fräulein Leczinska ihn mit vergnügtem Gesicht erwartete:

„Gute Nachricht, Herr Senator, wir bekommen die Lokomotiven zurück!"

Der Senator warf sich gebrochen in einen Sessel. „Wir können sie nicht mehr gebrauchen, — wir können sie nicht mehr bezahlen — Direktor van Zoomen hat das ganze Geld unterschlagen!"

„Nicht möglich —!"

Maria Leczinska hatte es gellend geschrien, sie war kreideweiß, sie zitterte, und ihre Augen starrten den Senator mit dem Ausdruck des Entsetzens an.

Der Senator nickte und sagte traurig in warmem Ton: „Nicht wahr, liebes Kind, das haben Sie nicht für möglich gehalten? Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtige Anteilnahme."

Ihre Stimme bebte: „Nein, Herr Senator, das hätte ich nicht für möglich gehalten!" Und wenn Maria Leczinska je in ihrem Leben ein wahres Wort gesprochen hat, so war es dieses.

Der Senator sagte mit matter Stimme.

„Bitte, Fräulein Leczinska, veranlassen Sie, daß Herr Kriminalkommissar Hillebrecht sofort um seinen Besuch gebeten wird."

Sie ging in die Telephonzentrale hinüber und kam nach wenigen Minuten zurück. Währenddessen hatte sich der Senator gefaßt.

„Wir müssen den Kopf hochhalten, denn unter allen Umständen muß die Firma erhalten bleiben; wir werden schon mit Aufbietung meines Privatkredits einen Ausweg finden. Die Eisen-Export-Co. ist ja ein gesundes Unternehmen, und das unterschlagene Geld nicht verloren. Die ganze internationale Polizei muß aufgeboten werden. Entweder hat er es mit auf der Jacht, dann muß er ja irgendwo landen, oder er hat es in Holland deponiert — um so besser. — Aha, das ist Zöllners Bewerbungsschreiben. Donnerwetter — die Zeugnisse sind glänzend. Und die Empfehlung von Bamberger klingt direkt freundschaftlich. Es ist das einzig Richtige, den Herrn sofort uns zu verpflichten. Dann brauchen wir nach außen hin lediglich den Wechsel in der Person unseres Direktors mitzuteilen, und Zöllner hat als unser Beamter selbst ein Interesse und durch sein freundschaftliches Verhältnis zu Bamberger vielleicht auch die Möglichkeit, uns günstigere Bedingungen bei der Rückgabe des Geldes zu verschaffen. Bitte, telegraphieren Sie, daß ich morgen um seine persönliche Vorstellung bitte."

Maria Leczinska nickte, dann sagte sie, während ein leichtes Rot über ihre Wangen huschte:

„Herr Senator —"

„Nun —?"

„Wir haben einige schwierige Besprechungen mit der Vulkanwerft in Stettin, die Herr van Zoomen noch eingeleitet hat. Würden Sie mir vielleicht gestatten, morgen selbst nach Stettin zu fahren?"

Der Senator sah sie an und lächelte: „Sie wollen Herrn Zöllner aus dem Wege gehen?"

„Ganz recht, Herr Senator, und Sie werden mich verstehen. Ich habe ihn damals in der Eisenbahn kennengelernt, ich habe jetzt an ihn geschrieben, wenn auch in Ihrem Auftrag, und so muß er glauben, daß ich an seiner Berufung schuld bin. Herrgott, ich weiß, daß ich nicht häßlich bin, und Herr Zöllner ist unverheiratet. Ich möchte gerne meine Stellung hier behalten und daher dafür sorgen, daß von vornherein meine Person bei den weiteren Verhandlungen vollkommen ausschaltet. Sollte Herr Zöllner sich irgendwelche Raupen in den Kopf setzen, die von meiner Seite in keiner Weise unterstützt oder gerechtfertigt werden, so würde dies meine zukünftige Stellung als Direktionssekretärin erschweren. Ich bitte Sie daher, mich morgen nach Stettin reisen zu lassen und nach Möglichkeit Herrn Zöllner zu überzeugen, daß mein Interesse an seiner Person nur ein rein geschäftliches ist und selbstverständlich niemals ein anderes werden kann. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich wirklich nicht den Ehrgeiz habe, Frau Direktor Zöllner zu werden."

Der Senator freute und wunderte sich zugleich, denn in ihrer Stimme lag nicht nur ruhige Kühle, sondern ein gewisser hochmütiger Stolz, als sei es für sie, die einfache Sekretärin, eine unmögliche Herablassung, die Frau des neuen Generaldirektors zu werden

„Ich freue mich wirklich, liebes Fräulein Leczinska, über Ihre nüchterne und geschäftstüchtige Denkart; denn ich hatte in der Tat, und mit Bedauern —"

Sie sah ihn treuherzig an: „Aber nicht wahr, jetzt sind Sie überzeugt?"

„Vollkommen, Fräulein Leczinska. Wann werden Sie aus Stettin wieder zurück sein?"

„Übermorgen früh."

Der Senator gab ihr die Erlaubnis um so lieber, als er selbst fühlte, daß sein Herz immer jugendlicher pochte, wenn er in die Augen der schönen Sekretärin sah.

Polizeikommissar Hillebrecht trat ein und ließ sich mit großer Aufmerksamkeit den Fall erzählen.

„Unglaublich, unglaublich! Das hätte ich von Herrn van Zoomen in der Tat nicht gedacht. Wir müssen sehr energisch vorgehen!"

Er überlegte einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Der Fall erfordert ganz besondere Schnelligkeit und Geistesgegenwart. Ich möchte mir einen Rat erlauben: Ich kenne in Berlin einen ganz außerordentlich tüchtigen Kriminalisten, der früher, während eines Menschenalters, als Beamter Hervorragendes geleistet hat und jetzt privat arbeitet. Er heißt Dr. Schlüter und wir haben oft zusammengearbeitet."

Der Senator nickte lebhaft: „Der Name ist mir bekannt, und ich bin sehr damit einverstanden, daß Sie ihn hinzuziehen."

„Ich werde ihn telegraphisch um seinen Besuch bitten."

*

Graf Maroly saß in seinem Zimmer in Berlin im Hotel Esplanade, als ihm Kriminalkommissar Dr. Schlüter gemeldet wurde.

„Nun? Haben Sie etwas erreicht?"

Schlüter schüttelte den Kopf.

„Leider durchaus nur Negatives. Prinzessin Mariska Kolowrat hat allerdings am 9. August im Westminster-Hotel gewohnt, ist aber am 10. wieder abgereist, und zwar, wie man aus ihren Reden vermutet, nach Holland. Dafür hat aber die englische Polizei den Italiener Coselli ermittelt."

„Nun also!"

„Da scheint mir aber eine große Mystifikation vorzuliegen. Mario Coselli ist ein alter, gebrechlicher Mann von etwa 60 Jahren und sehr heruntergekommen. Er hat jahrelang einer kleinen Kapelle in München angehört, ist jetzt aber erwerbsunfähig und deswegen nach London zu einer ebenfalls seit langen Jahren dort ansässigen Tochter übergesiedelt. Er gibt an, nur einen Tag in Berlin gewesen zu sein und dort, wie die wandernden Künstler dies so nennen, „Kollette" gemacht zu haben, auf gut deutsch also: er hat gebettelt. Da sei er auch zu der Filmgesellschaft gekommen, bei der die Prinzessin wirkte, diese habe ihn mitleidig angeredet, er habe ihr seine Lebensgeschichte erzählt und dann habe sie ihm das Geld zur Überfahrt in der zweiten Kajüte geschenkt. Daß er zufällig mit ihr auf demselben Schiff fuhr, habe er gar nicht gewußt und die Prinzessin auch niemals wiedergesehen. Seine Angaben scheinen durchaus glaubwürdig und sind auch von der Münchener Polizei bestätigt. Die Tochter gehört einer einfachen soliden Arbeiterfamilie an; daß der geistig entschieden recht minderwertige Mensch Spionage getrieben hat, ist durch keinen Anhalt bestätigt und wohl ausgeschlossen, und daß die Prinzessin Kolowrat etwa im Ernst daran gedacht hat, diesen heruntergekommenen Greis zu heiraten, ist ein geradezu lächerlicher Gedanke."

„Sehr merkwürdig!"

Dr. Schlüter fuhr fort:

„Ich nehme vielmehr an, daß die Prinzessin in irgendeiner tollen Laune ihre Familie erschrecken oder vielleicht auf eine falsche Spur locken wollte."

Der Graf schritt nachdenklich auf und nieder.

„Sie haben sicher recht, denn ich weiß jetzt, daß die Prinzessin nach dem 10. August in Berlin war."

„In Berlin?"

„Ihr Vater sendet ihr allmonatlich trotz alledem einen ansehnlichen Geldbetrag an eine Berliner Bank, damit ihn wenigstens niemals der Vorwurf treffen könnte, daß eine Prinzessin Kolowrat durch pekuniäre Not zu dummen Streichen getrieben worden sei. Diese Geldsummen sind mehrere Monate nicht in Anspruch genommen, wurden aber, ich glaube, es war am 26. August, von der im Bankhause persönlich bekannten Prinzessin abgeholt."

„Seltsam — und noch eine Frage: Sie haben wohl auch auf der ungarischen Botschaft bezüglich des Coselli nachgefragt. —"

„Allerdings, aber der Mann ist vollkommen unbekannt. Übrigens passiert so allerhand. Da erzählt ein mir befreundeter Attaché, daß kürzlich, ohne daß es jemand gemerkt hat, eine ganze Anzahl leerer Briefbogen und anderer Formulare gestohlen sei. Der Dieb war so liebenswürdig, dafür eine Zigarrentasche zurückzulassen, die als silbernes Monogramm die Buchstaben P und Z und dazwischen ein kleines „v." enthielt. Die Polizei hat vorläufig noch nichts ermittelt."

„Wird wohl auch schwierig sein, ehe mit den Formularen ein Schwindel geschieht."

Es klopfte an der Tür.

„Ein Herr wünscht Dr. Schlüter zu sprechen."

Der Kommissar ging hinaus und kam nach wenigen Augenblicken wieder zurück.

**(Fortsetzung folgt.)**

# Bilderbuch ohne Bilder.

Von Hans Christian Andersen.

(Fortsetzung.)

### Achter Abend.

Schwere Wolkenmassen schoben sich am Himmel zusammen, und der Mond blieb unsichtbar. Einsamer als sonst stand ich am Fenster meiner Dachkammer und starrte zum Himmel empor, an die Stelle, wo er eigentlich hätte leuchten sollen. Meine Gedanken schweiften in die Weite und hinauf zu meinem lieben alten Freunde, der mir sonst jeden Abend so schöne Geschichten erzählte. Ja, der hat etwas erlebt und ist tüchtig in der Welt herumgekommen. Über die Fluten der Sintflut ist er hingeschwommen und hat auf Noahs Arche heruntergeleuchtet, wie er jetzt mich anlächelt, Trost spendend und eine neue Welt verkündend. Wehmütig hat er nach den Weiden hingeblickt, an denen die goldenen Harfen hingen, da die Kinder Israel weinend an den Wassern Babylons standen. Und als Romeo auf der Strickleiter zu Julias Altan hinanklomm und der Weihekuß der Liebe, einem Cherub gleich, zum Himmel schwebte, da hat der gute Mond, versteckt hinter den Zweigen der Zypressen, am Firmament getreue Wacht gehalten.

Er hat den Märtyrer auf Sankt Helena gesehen, der, gewaltige Pläne in seiner Brust schmiedend, von einsamer Felsenhöhe über das Weltmeer blickte. Ja, vieles kann der Mond erzählen! Das Leben auf Erden ist wie ein Märchenbuch für ihn. Heute bleibst du mir unsichtbar, guter Freund. Heute zeigst du mir kein Bild, das ich malen könnte. . . . Plötzlich, als ich, in Träume versunken, nach den Wolken blickte, wurde es hell. Es war ein Strahl von dir, doch er verschwand wieder. Dunkle Wolken zogen vorüber. Aber wenigstens einen Gruß sandtest du mir, einen lieben Abendgruß, du treuer Mond!

### Neunter Abend.

Es waren einige Abende vergangen, und wir hatten wieder einen klaren Himmel. Der Mond stand im ersten Viertel, als er mich zu der folgenden Skizze anregte. Er erzählte:

„Dem Polarvogel und dem schwimmenden Wal folge ich nach Grönlands Ostküste. Nackte Felsen mit einem Kleid aus Eis und mit einer Wolkenhaube umschließen dort ein Tal, in dem Weide und Heidelbeere üppig wuchern und die duftende Feuernelke ihren süßen Geruch ausströmt. Mein Licht war trübe, und mein Gesicht so bleich wie die Wasserlilie, die, von ihrem Stengel losgerissen, wochenlang ein Spiel der Fluten ist. Die Nordlichtkrone brannte. Ihr Ring war breit, und wie wirbelnde Feuersäulen flossen ihre Strahlen über den Himmel, in einem Rausch von Grün und Rot. Die Menschen, die in der Nähe wohnten, kamen zusammen zu Tanz und Vergnügen. Das prächtige Bild aber würdigten sie keines Blickes, da sie ja gewöhnt waren, es zu sehen. „Mögen die Seelen der Toten mit den Schädeln der Walrosse Ball spielen!" dachten sie nach ihrem Glauben und hatten nur Ohren und Augen für Gesang und Tanz. Inmitten des Kreises stand ohne Pelz ein Grönländer, spielte auf seiner Maultrommel und sang ein Lied vom Seehundsfang, worauf der Chor mit „Eia! Eia! A!" einfiel. Dann sprangen sie in ihren weißen Pelzen rundherum, so daß man meinen konnte, an einem Eisbärenball teilzunehmen, verdrehten die Augen und wackelten mit den Köpfen. Nun folgten Gericht und Urteilsspruch. Die streitenden Parteien traten auf, und der Kläger zählte mit keckem Spott die Fehler seines Gegners her, alles beim Tanz zur Maultrommel. Der Angeklagte verteidigte sich ebenso lustig, und die Versammlung verkündete lachend den Urteilsspruch. In den Felsen krachte es, das Gletschereis knarrte und sprang, und die zu Tal stürzenden Blöcke zerstoben im Falle. Es war eine herrliche grönländische Sommernacht!

Kaum hundert Schritte entfernt lag, unter dem offenen Zelt von Tierhaut, ein Kranker. Noch war das Leben in seinem warmen Blut, aber er wußte, daß er bald ein toter Mann sein würde. Er und alle, die um ihn herumstanden, waren davon überzeugt. Deshalb nähte ihn seine Frau auch schon in Felle ein; sie wollte seine Leiche nicht berühren. Und sie fragte ihn: „Willst du oben auf dem Felsen im harten Schnee bestattet werden? Ich werde dein Grab mit deinem Kajak und deinen Pfeilen schmücken. Oder sollen wir dich ins Meer versenken?" — „Ja, ins Meer," hauchte er und nickte, wehmütig lächelnd. — „Das ist eine schöne Sommerwohnung," sagte die Frau. „Dort tummeln sich die Seehunde, das Walroß schläft dir zu Füßen, und es ist leicht und lustig, auf sie zu jagen." — Und die Kinder rissen schreiend die vor das Rauchloch gespannte Haut weg, damit der Tote ans Meer getragen werden konnte, ans brausende Meer, das dem Lebenden Nahrung gewährte und jetzt des Toten Ruhestatt sein sollte. Die schwimmenden Eisberge, die kommen und gehen, wie Tag und Nacht, wurden sein Grabmal . . : Der Seehund schläft auf dem Eise, und der Sturmvogel streicht darüberhin."

### Zehnter Abend.

„Ich kannte", so sagte der Mond, „eine alte Jungfer. Jeden Winter trug sie einen Umhang von gelber Seide. Er blieb immer neu und war die einzige Mode, die sie mitmachte. Im Sommer trug sie stets den gleichen Strohhut und, wie ich glaube, dasselbe blaugraue Kleid. Sie ging nur zu einer alten Freundin, die geradeüber, in derselben Straße, wohnte. Aber in den letzten Jahren ging sie nicht mehr hin. Denn die Freundin war gestorben. Immer sah ich meine einsame alte Jungfer an ihrem Fenster herumhantieren, vor dem im Sommer bunte Blumen blühten und im Winter leuchtende Kresse, die in einen Filzhut gesät war. Im letzten Monat stand sie nicht an ihrem Fenster. Aber ich wußte, daß sie noch am Leben war, denn ich hatte sie nicht auf der weiten Reise gesehen, von der sie und ihre Freundin so oft gesprochen hatten. ‚Ja,' hatte sie dann immer gesagt, ‚wenn ich einmal tot bin, werde ich auf eine weitere Reise gehen als je in meinem Leben. Sechs Meilen von hier liegt unser Erbbegräbnis. Dorthin komme ich, und dort werde ich, im Kreise meiner Angehörigen, meinen letzten Schlaf tun.' Gestern abend hielt ein Wagen vor ihrem Haus. Man trug einen Sarg heraus. Nun wußte ich: sie war gestorben. Der Sarg wurde mit Stroh bedeckt, und der Wagen fuhr davon. Da schlief nun die stille alte Jungfer, die ein ganzes Jahr lang die Straße nicht mehr betreten hatte. Der Wagen rollte so schnell zum Tore hinaus, als handelte es sich um eine Lustfahrt. Und auf der Landstraße ging es gar noch schneller. Der Kutscher sah sich ein paarmal verstohlen um. Wahrscheinlich hatte er Angst, sie würde, in ihrem Umhang von gelber Seide, auf dem Sarge sitzen. Deshalb peitschte er auch wie toll auf die Pferde ein und hielt sie so stramm im Zügel, daß sie schäumten. Es waren junge, feurige Tiere, und als ein Hase über den Weg sprang, gingen sie durch. Die stille alte Jungfer, die sich, jahraus jahrein, nur im beschaulichen Kreisgang zu Haus bewegt hatte, sauste nun, als Tote, über Stock und Stein auf offener Landstraße. Der mit Stroh umwickelte Sarg fiel herunter und blieb unten liegen, während die Pferde, Kutscher und Wagen wie im Fluge von dannen führten. Eine Lerche stieg singend vom Felde auf, quinquilierte ihre Morgenhymne über dem Sarge, setzte sich darauf und pickte mit ihrem Schnabel im Stroh, als wollte sie die einzelnen Halme herauszerren. Dann flog die Lerche, wieder singend, in die Höhe, und ich verbarg mich hinter den rötlichen Wolken des Morgens."

(Fortsetzung folgt.)

# Der Löwenbändiger.

Eine Alltagstragödie von Wilhelmine Baltinester.

(Nachdruck verboten.)

Henry küßte die reine Stirn seines Kindes, ehe er in den Zirkus ging, um den neugierigen Leuten zu zeigen, wie Jimmy, der Riesenlöwe, gebändigt werden konnte. Das Kind lächelte dem Vater zu, es war noch zu klein, um ein liebes Wort zu sagen, aber Henry las gerührt die Zärtlichkeit aus dem kindlich hellen Blick süßer Blauaugen. Dann drückte er die Hand seiner Mara, die ihm in den Jahren ihrer Ehe treu zur Seite gestanden hatte und jetzt nur durch die Sorge um ihr Kind verhindert war, ihn in seinem so schweren Berufe wie sonst zu unterstützen. Es herrschte eine seltene Innigkeit zwischen diesen Menschen, die mitten in der Not des Alltags standen. Ein Herzensbündnis von solcher Zartheit war wirklich selten, wenn man bedenkt, daß der Mann täglich mit wilden Tieren umgehen mußte.

Mit großen festen Schritten ging Henry zum Zirkus. Seine scharf geladene Pistole hatte er bei sich. Manch bewundernder Blick traf den gut gebauten Mann, dessen gutmütiges Antlitz noch einen leuchtenden Schein der Freude zeigte, die der Blick seines geliebten Kindes in ihm wachgerufen hatte.

Ruhig wartete er neben dem Käfig seines Löwen auf den Ruf des Direktors.

„Dompteur Henry! Ihre Nummer!" Damit schob der fremdländisch aussehende, etwas feiste Mann sich herrisch durch das bunte Gedränge der herumstehenden Artisten.

Mit lebhaften Beifallsrufen wurde Henry vom Publikum empfangen. Er dankte freundlich, ohne jene großartigen Gesten zu vollführen, die bei seinen Berufsgenossen sonst üblich sind. Und alles ging gut vonstatten. Der Löwe war heute gut gelaunt . . .

Da — ganz zuletzt — gebärdete sich das stolze Tier gereizt. Henrys Beruhigungsversuche gelangen jedoch bald, und das Publikum, das allen Vorgängen im Zirkus mit

leidenschaftlicher Anteilnahme gefolgt war, rief dem Dompteur stürmisch Beifall.

Müde kam Henry an diesem Abend nach Hause. Das Kind schlief bereits, und Mara drückte ihm lächelnd die Hand.

Am folgenden Morgen ging Henry wieder in den Zirkus, um mit Jimmy ein neues Kunststück zu proben. Das Tier war auch heute störrisch. Henry versuchte es zuerst mit gütigem Zureden, endlich mit der Peitsche. Jimmy gab diesmal nicht nach, wurde zornig und hob eine seiner mächtigen Tatzen. Die ruhige Stimme des Dompteurs erreichte heute nicht die gewohnte Wirkung. Der Löwe wurde immer ungebärdiger, in seinen Augen funkelte katzengrüne Raubtierlust. Henry erkannte, daß er sich in höchster Gefahr befand. Er versuchte, den Ausgang des Käfigs zu erreichen. Jimmy folgte ihm mit einem weitausholenden Sprung. Da griff Henry nach seiner Pistole. Doch schon im nächsten Augenblick ließ er sie sinken. Was sollte aus den Seinen werden, wenn er den wertvollen Löwen tötete? Wie sollte er Weib und Kind ernähren? Immer drohender wurde die Haltung des wütenden Löwen. Wehrlos blieb Henry vor dem Raubtier stehen und sprach mechanisch ein paar beruhigende Worte, die in dem leeren Zirkus dumpf verhallten. Der Löwe schlich näher und näher — ein Sprung und Henry lag blutend unter den Klauen der rasenden Bestie, die er jahrelang in schwerer, mühevoller Arbeit gezähmt zu haben glaubte.

Schonend benachrichtigte der Direktor die Witwe des Dompteurs. Sie hielt eben ihr Kind an der Brust. Schweigend hörte sie den Bericht an, nur ihre Blässe verriet, daß sie litt. Als der Direktor geendet hatte, erhob sie sich, übergab das Kind einer Nachbarin und eilte in den Zirkus.

Jimmy saß jetzt ruhig, als wäre nichts geschehen, im Käfig, ja, er schien sogar erfreut, als seine Herrin sich näherte. Totenblaß trat Mara hart an die Gitterstäbe und starrte auf die Blutflecken am Boden. Dann schweiften ihre Augen zu dem gelassen dasitzenden Löwen hinüber, zu ihm, der jahrelang ihren Lebensunterhalt bedeutet hatte. Jimmy blinzelte satt und schläfrig, und seine Zunge leckte behaglich ein paar Blutstropfen, die noch an seiner Schnauze hingen. Mara bückte sich, ihre schmale Hand zwängte sich durch die Gitterstäbe und faßte die Waffe. Verwundert betrachtete sie der Löwe, ohne sich zu rühren.

Ein Schuß — ein wildes Raubtierbrüllen — Jimmy überschlug sich und war tot.

Bleich verließ die Witwe des Dompteurs den Zirkus. Sie ahnte, warum ihr Mann sich nicht gewehrt hatte, aber dies Opfer erschien ihrer Liebe zu groß und sie nahm es nicht an. Aufrecht und entschlossen kehrte sie heim und fing noch am nämlichen Tage an, durch harte Arbeit für ihr Kind zu sorgen.

---

# Die Welt im Jahre 2925.

Als der Amerikaner Bellamy seine berühmte Utopie „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000“ schrieb, befand sich die moderne Technik erst in den Anfängen. So kühn für die damaligen Verhältnisse Bellamys Phantasie auch ausgriff, so sind seine Schilderungen dank den Fortschritten, die auf technischem Gebiet inzwischen gemacht worden sind, heute vielfach nicht mehr utopisch zu nennen. Die Wirklichkeit hat in weitem Umfange den Vorsprung eingeholt, den die Einbildungskraft des Dichters vor ihr voraus hatte.

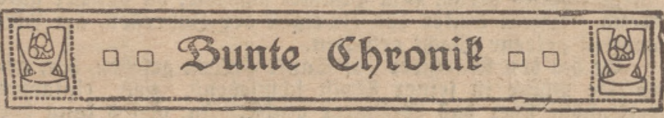
Jetzt hat Professor A. K. Low, ein hervorragender Techniker, der selbst durch mehr als hundert Erfindungen zum Ausbau unserer Zivilisation zahlreiche wertvolle Beiträge beigesteuert hat, ein umfangreiches Buch veröffentlicht, in dem er den Versuch unternimmt, den Zustand, den die Welt in tausend Jahren erreicht haben dürfte, zu schildern. Er tut es jedoch nicht in der Weise Bellamys, der, als er seine Zukunftsbilder zeichnete, wenig Rücksicht darauf nahm, inwiefern sie geeignet waren, Verwirklichung zu finden, Professor Low begnügt sich vielmehr damit, die Konsequenzen aus den heute bereits gegebenen Voraussetzungen zu ziehen. Nichtsdestoweniger ist die Vision, die er vom Jahre 2925 entwirft, von geradezu atemversetzender Kühnheit.

Wenn man ihm glauben darf, werden unsere Nachfahren in tausend Jahren so wenig Schlaf brauchen, daß sie höchstens drei Nächte in jeder Woche im Bett verbringen werden. Das Frühstück werden sie durch eine von mächtigen städtischen Werken gespeiste Röhrenleitung fertig auf den Tisch geliefert erhalten. Radio und Fernseher werden dem Geschäftsmann erlauben, seine Tätigkeit in aller Bequemlichkeit auch in jenen Fällen, in denen persönliche Interventionen nötig sind, von seinem Schreibtisch aus zu erledigen.

Der Sportfreund wird es ebensowenig notwendig haben, seinen Fuß vor die Tür zu setzen, denn sein Heim-Fern-Kino wird ihm alles naturgetreu im Bilde vorführen, was auf den Sportplätzen aller Länder vorgeht. Das Straßenbild wird ein ganz anderes sein, als heute. Es wird besondere Straßen für den Fußgängerverkehr geben, die Arkaden-Charakter haben werden. Hier werden sich die großen Geschäfte und Warenhäuser befinden. Ein aufklappbares Glasdach wird Regen und Kälte fernhalten. Überdies wird elektrische Heizung vorhanden sein.

In der Mitte der Straße endlich werden zwei endlose Bänder in entgegengesetzter Richtung laufen, mit deren Hilfe jeder, der will, sich automatisch fortbewegen lassen kann. Auf den Fahrstraßen werden keine Benzinautos mehr verkehren, sondern nur noch elektrische Fahrzeuge, denen der benötigte Strom auf drahtlosem Wege zugeführt werden wird. Es wird so billig sein zu fahren, daß das Gehen mehr und mehr aus der Mode kommen wird. Vielleicht werden die Beine dadurch verkümmern, aber es ist eher anzunehmen, daß dies nicht der Fall sein wird, denn die Hochschätzung des Sports und einer rationellen Körperkultur wird dem entgegenwirken. Aber in vielen anderen Beziehungen wird sich die Konstitution des Menschen außerordentlich verändern. Der Mensch von 2925 wird sich von dem Menschen unserer Tage kaum weniger unterscheiden als dieser von dem Menschen der Steinzeit.

So weit Professor Low. Schade, daß man nicht in der Lage ist, die Richtigkeit seiner Darlegungen nachzuprüfen.



## Bunte Chronik

* **Der Mann, den niemand haben will.** Die englische White-Star-Linie ist jetzt endlich einen unwillkommenen Fahrgast losgeworden, der schon seit dem Frühjahr auf Kosten dieser Schiffahrtsgesellschaft wiederholt den Atlantischen Ozean gekreuzt hat. Es handelt sich um einen Russen namens Dascheresky, der an Bord der „Adriatic“ auf einer Reise von Amerika nach England als blinder Passagier abgefaßt worden war. Nach der Landung des Schiffes in Liverpool wurde er sofort wieder nach den Vereinigten Staaten zurückgeschickt, die aber seine Landung verhinderten, obwohl er nachwies, daß er in Neuyork eine feste Wohnung hat. So kam er wieder nach England und sollte von hier aus nach Rußland abgeschoben werden. Da die englische Regierung aber keinen genügenden Grund fand, um ihn loszuwerden, so schickte sie ihn einfach wieder nach Neuyork zurück. Hier kam er an Bord der „Celtic“ an, mußte aber am nächsten Tage bereits wieder an Bord eines anderen Schiffes, der „Baltic“ nach England zurückfahren. Hier wurde ihm aber neuerdings die Landung untersagt, so daß er bei der nächsten Ausreise des Schiffes wieder nach Neuyork zurück mußte. Jetzt endlich hat die amerikanische Regierung ihn in Antwerpen aussetzen lassen. Von hier aus wird er per Schub nach Rußland gebracht werden.

* **Die belohnte Köchin.** In den nächsten Tagen wird sich ein schottisch-amerikanischer Millionär, Annat, mit einem 25jährigen Küchenmädchen eines schottischen Berghotels verheiraten und eine Weltreise als Hochzeitsreise machen. Der Millionär war im vergangenen Jahre Gast in dem schottischen Hotel, ging in einem einsamen Tale fischen und wurde dort von einem Unwetter überrascht. Er verirrte sich und wurde erst am nächsten Morgen in völlig erschöpftem Zustand von Hotelangestellten aufgefunden und ins Hotel geschafft. Dort hat ihn das Mädchen durch sorgfältige Pflege vor einer schweren Erkrankung bewahrt.




## Lustige Rundschau

* **Der Umsturz.** Kaltentaler hat als Leiter eines Großbetriebes faule Sachen gemacht und soll vor Gericht zur Verantwortung gezogen werden. Vorsichtshalber nimmt er sich den als Rausreißer bekannten Rechtsanwalt T. zum Verteidiger. Bei einer Konferenz unter vier Augen merkt der Anwalt, was die Glocke geschlagen. „Da gibt's nur eins, lieber Freund,“ erklärt er, „geistig minderwertig.“ Kaltentaler blickt niedergeschlagen drein. „Haben Sie mal in Ihrem Leben einen Unfall gehabt?“ fragt der Anwalt. Der Klient denkt nach. Nach einer Weile sagt er: „Doch. Vor 12 oder 13 Jahren bin ich Auto gefahren. Das hat sich überschlagen, und ich bin kopfüber in den Graben geflogen. Hier ist noch die Narbe.“ „Sehr gut,“ notiert der Rechtsanwalt. In der Verhandlung geht die Sache glatt, der Angeklagte wird wegen geistiger Minderwertigkeit freigesprochen. Auf dem Gerichtskorridor sagt er zu seinem Verteidiger: „Ich hätt' nie geglaubt, Herr Justizrat, zu was so'n Umsturz gut sein kann.“

---

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.